

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 89 (1995)
Heft: 4

Artikel: Tobias Kästli im Gespräch mit Peter Bichsel : "Ich kann mir eine Welt ohne Nationen vorstellen" ; Peter Bichsel in der Diskussion
Autor: Kästli, Tobias / Bichsel, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich kann mir eine Welt ohne Nationen vorstellen»

Das folgende Gespräch, das Tobias Kästli mit Peter Bichsel am 27. Februar 1995 im Hauptgebäude der Uni Bern geführt hat, beschliesst die von der Arbeitsstelle KIRCHE IM DIALOG veranstaltete Reihe zum Thema «Weil ich nicht will, dass die Welt stirbt». Es war überschrieben mit einem Zitat von Adolf Muschg: «Die Schweiz muss nicht sein, aber sie darf, wenn sie will». Wird da etwa die «Welt» des Rahmenthemas durch «Schweiz» ersetzt? «Weil ich nicht will, dass die Schweiz stirbt»? Weit gefehlt, denn Peter Bichsel kann sich seine Heimat auch ohne «Schweiz», die Welt auch ohne Nationen vorstellen. Der Redaktor der Neuen Wege hat das Gespräch, ergänzt durch Diskussionsvoten von Peter Bichsel, ab Tonband transkribiert und unwesentlich gekürzt. Red.

«Es gibt nur eine Sprache» oder Die Arroganz der Nachsteinzeit

Tobias Kästli: Peter Bichsel, Du hast kürzlich vor der «Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des mehrsprachigen Unterrichts in der Schweiz» – einer Vereinigung von Leuten, die sich für Multikulturalismus einsetzen und der Meinung sind, man müsse viele Sprachen lernen, um sich zu verständigen – einen Vortrag gehalten und dabei die These vertreten, es gebe nur eine Sprache. «Sprache lernen ist etwas Höheres als Sprachen lernen», hast Du am Schluss Deines Vortrags gesagt und hinzugefügt: «Es gibt nur eine Sprache.» Was meinst Du damit?

Peter Bichsel: Der Satz «Es gibt nur eine Sprache» stammt von Franz Rosenzweig, einem jüdischen Philosophen, der mit Martin Buber zusammen versucht hat, die Bibel zu übersetzen. Dieser Franz Rosenzweig hatte die Idee, im Deutschen nach den Spuren des Hebräischen zu suchen, auf deutsch so zu schreiben, dass die Menschen die Bibel wie auf hebräisch lesen könnten. Eine wahnsinnige Vorstellung, aber nicht eine neue. Auch sein Vorgänger als Bibelübersetzer, Martin Luther, hat eine Sprache erfunden, um die Bibel übersetzen zu kön-

nen, jene Sprache, die dann später Neuhochdeutsch hiess.

«Es gibt nur EINE Sprache». Rosenzweig hat das «eine» grossgeschrieben. Er selbst war ein Mensch, der keine Sprache mehr hatte. Er litt an Muskelschwund, wurde nur 39jährig und konnte in den letzten zehn Jahren keinen Muskel mehr bewegen, auch nicht mehr sprechen. Zwei Frauen lasen seine Worte anfänglich noch von den leicht bewegten Lippen ab, später nur noch von den Augenlidern. Dieser Rosenzweig hat ein riesiges philosophisches Werk geschrieben.

«Es gibt nur eine Sprache», bedeutet für mich: Wer Sprache so begreift, dass es nur eine gibt, der hat schon einen gewissen Schutz gegen Rassismus. Einer der schlimmsten Auswüchse des Rassismus war zum Beispiel dieses französische Gesetz, das Fremdwörter im Französischen verbieten, ja unter Strafe stellen wollte. Der Oberste Gerichtshof in Frankreich hat dieses Gesetz kassiert. Das war eine hervorragende antirassistische und antifaschistische Leistung. Es ist völliger Wahnsinn, sich vorzustellen, dass es eine französische Sprache gibt, die nur und ausschliesslich französisch ist, oder dass es eine deutsche Sprache gibt, die nur und ausschliesslich eine deutsche ist. Dazu muss man nur ein

etymologisches Wörterbuch aufschlagen. Bei jedem dritten Wort steht, es komme aus dem Griechischen, Lateinischen, Hebräischen.

Offenkundig haben die Sprachen einmal viel selbstverständlicher nebeneinander und miteinander gelebt als in dieser heutigen «aufgeklärten» Zeit. Es ist unvorstellbar, dass ein *Bronzezeitmensch* in unserer Gegend hebräisch oder aramäisch sprach. Aber man weiss, dass sein Kupfer aus einer Gegend stammte, in der hebräisch oder aramäisch gesprochen wurde. Irgendwie muss er sich mit dem Händler verständigt haben.

Unsere Arroganz, in einem aufgeklärten Zeitalter zu leben, führt nicht nur zur Missachtung unserer Umgebung, sondern auch, so fürchte ich, zur dauernden *Missachtung unserer Geschichte*. Was vor uns war, war Steinzeit. Ich war dabei bei Ostermärschen, wo man Transparente mitrug «Für die friedliche Nutzung der Kernenergie». Da gab es auch den Satz von Einstein: «Ich weiss nicht, mit welchen Waffen der nächste Krieg geführt wird, aber ich weiss, dass der übernächste mit dem Steinbeil geführt wird.» Ein einleuchtender Satz und ein verflucht gefährlicher Satz, wenn man ihn hinterfragt. Der Satz wurde schon fünf, zehn Jahre später von Wachstumsfanatikern gebraucht mit der Formulierung: «Wollt ihr zurück in die Steinzeit?»

In diesem Land brannte vor etwa 120 Jahren die erste Glühbirne. Es war in einem Hotel in Zermatt. Die Leute, die das bezahlen konnten, sind aus der ganzen Schweiz hingereist, um die Glühbirne brennen zu sehen. Die Vorstellung, bevor diese Glühbirne gebrannt habe, sei Steinzeit gewesen, ist eine verflucht arrogante Vorstellung und ein ganz gefährliches Geschichtsbild, das von unserer Schule gefördert wird.

Die Schweiz – mehr Zufall als Willensnation

Tobias Kästli: Du hast jetzt einen riesigen Bogen geschlagen von der Steinzeit zur Atombombe. Wir haben mit Sprache be-

gonnen. Nation und Sprache hängen ja im traditionellen politischen Verständnis des 19. Jahrhunderts zusammen. Frankreich ist eine Sprachnation, Frankreich ist sozusagen der Inbegriff der Nation. Die Schweiz ist nicht in dem Sinn eine Nation, wir sagen vielmehr, die Schweiz sei eine Willensnation. Darauf sind wir stolz; denn das ist fast noch etwas Besseres. Sprachnation ist «naturegegeben», wir aber schaffen die Nation aus freiem, eigenem Willen. «Die Schweiz muss nicht sein, aber sie darf, wenn sie will», lautet der Titel unserer Veranstaltung. Er stammt aus einem Text, den Adolf Muschg vor der Abstimmung über den Kulturartikel verfasst hat. Für Muschg braucht die Willensnation Schweiz die Kulturarbeit. Die Schweiz muss ein Laboratorium sein, in dem immer an der Kultur gearbeitet wird, damit die Schweiz überhaupt existieren kann. Jetzt haben «wir» den Kulturartikel abgelehnt. Ist das ein Zeichen dafür, dass die Willensnation Schweiz zerfällt? Siehst Du diesen Zerfall auch, bedauerst Du ihn?

Peter Bichsel: Wenn ich nach jeder Abstimmung in der Schweiz der letzten 20 Jahre so wenig traurig gewesen wäre wie nach der Abstimmung über den *Kulturartikel*, dann würde ich mich in diesem Land doch sehr wohl fühlen. Es ist mir bei Abstimmungen schon Grauenhafteres passiert, als beim Kulturartikel verloren zu haben. Eigentlich bin ich inzwischen sehr froh, dass er abgelehnt wurde. Ich hätte diesem Land das billige «Aber wir haben einen Kulturartikel» nicht gern gegönnt.

Zur Sache mit der Willensnation: Ich weiss nur, dass sie *sehr unwillig* angefangen hat, diese Willensnation. Dass die Nation uns nämlich von aussen aufgedrängt wurde. Dass ein ganzes Land, das Stamm-land Bern, sehr unglücklich war über Pictet de Rochemont, als er mit dem Zettel in der Hand vom Wiener Kongress zurückkam und uns die Neutralität brachte. Wir waren wohl schon damals sehr an Militär interessiert. Neutral sein war eine Katastrophe. Es war eine weitere Katastrophe, damals ein Bundesstaat werden zu müssen. Heute

sind wir stolz darauf und sagen: «Wir haben's gemacht.» Aber es wurde uns doch sehr viel davon aufgedrängt.

Ich glaube auch nicht daran, dass es unsere Leistung ist, dass wir glücklicherweise – und ich schätze dieses Glück – zwei Weltkriege ohne Schaden, jedenfalls ohne sichtbaren Schaden, überstanden haben. Ich glaube, wir sind ein Zufall. Ich bin auch einer, und Du auch, wir alle. Warum sollte das Land keiner sein?

Staat ohne Geschichte?

Tobias Kästli: Du hast im vergangenen Dezember in der WoZ einen Artikel geschrieben über den Staat Schweiz ohne Geschichte. Du hast dort sehr genau unterschieden zwischen dem Staat Schweiz und dem Land Schweiz. Unser Land habe eine Tradition, und das sei die Tellentradition, und der Staat habe eigentlich überhaupt keine Tradition. Kann ein Staat ohne Tradition bestehen, oder haben wir ihn eigentlich schon aufgegeben?

Peter Bichsel: Zu diesem Land Schweiz gehöre ich mit dazu. Das Land, das ist das Brot des Bäckers und der Cervelat des Metzgers. Unter anderem. Das ist meine Mundart, die in Solothurn auch unter anderen politischen Bedingungen gesprochen würde. Selbst unter einer Besetzung. Es wäre wohl sehr schwer für einen Diktator, wenn er befehlen würde, in den Kneipen sei hochdeutsch oder eine andere fremde Sprache zu sprechen. Dieses Land wird leben, es braucht gar keinen Staat, um zu leben.

Braucht ein Staat eine Geschichte, um zu überleben? Ich weiss nur, dass die Liberalen des frühen 19. Jahrhunderts davon überzeugt waren. Jene Liberalen haben eine Geschichte gefunden und erfunden. Unter anderem die Geschichte von *Wilhelm Tell*, die erst damals allgemein bekannt wurde. Es gab Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, die lieber einen anderen, einen staatsstreuen Helden gehabt hätten, nämlich Winkelried. Aber da hat uns wieder ein Ausländer dreingefuscht. Tell war

durch Schiller so populär geworden, dass man ihn nicht mehr abwählen konnte. Ich nehme an, dass in der Helvetischen Gesellschaft alle ihren Nationalhelden eingebracht haben, die Solothurner ihren Wengi, die Zofinger ihren Niklaus Thut, der ein Held war in der Schlacht bei Sempach – aber auf der österreichischen Seite. Der hat das Rennen nicht gemacht.

Ein anderes Land, dem wir die Verfassung zum grössten Teil abgeschrieben haben, ist *Amerika*. Es war ein Land von einer riesigen Hoffnung, die erste Demokratie der Welt, der erste föderalistische Staat der Welt, ein Land mit grossen sozialen Versprechungen, die leider bis heute nicht abgegolten wurden. Dieses Land hatte keine Geschichte zu finden. Man konnte keinen amerikanischen Staat auf indianischen Traditionen aufbauen. Es blieb nichts anderes übrig, als die Zeitgenossen zu Helden zu erklären, die Väter der Verfassung, Washington als ersten Präsidenten zum Beispiel.

Ich glaube, wir sind wohl das einzige moderne Land aus dem 19. Jahrhundert, das die Väter seiner Verfassung nicht kennt. Die hat niemand geschrieben, die ist einfach vom Himmel heruntergefallen.

Warum gilt die Vereinsfreiheit nicht auch für den Verein Schweizerische Eidgenossenschaft?

Tobias Kästli: Hier kommt der springende Punkt. Wilhelm Tell hat nichts zu tun mit diesem Staat Schweiz. Wilhelm Tell ist eine Tradition, die geschaffen wurde, um die Nation Schweiz zu begründen. Das Tell-Epos bezieht sich auf eine Landschaft am Vierwaldstättersee. Diese Landschaft, dieses Land ist erfahrbar. Aber der Staat Schweiz hat sowenig eine Geschichte wie die USA.

Peter Bichsel: Es ist eigenartig, dass es in den 150 Jahren der neuen Schweiz nicht die geringste Legendenbildung gab. Und wenn es eine gab, wie zum Beispiel im Fall von *General Guisan*, hielt sie sich nicht lange. Ich bin auch ein Opfer davon. Ich habe als

Vierjähriger ihm nämlich die Hand gegeben. Das wäre was wert, wenn man ihn jetzt noch kennen würde.

Das Fehlen von Legenden lässt auf ein grosses *Desinteresse an unserem Staat* schliessen. Ich lese es nicht an der Stimmbeteiligung ab. Man kann auch aus anderen Gründen abstimmen als aus Interesse. Ich bin mir nicht sicher, ob ich mich freuen oder ärgern soll über dieses Desinteresse. Vor zwanzig oder dreissig Jahren wäre ich noch sicher gewesen, dass ich diesen Staat will, dass wir einen Staat, eine Nation brauchen. Heute kann ich mir eine *Welt ohne Nationen* vorstellen. Fragen Sie mich nicht, wie eine solche Welt aussehen würde.

Goethe, den ich sehr mag, war mir immer ungeheuer als Mensch, als ein konservativer, reaktionärer, apolitischer Mensch. Da habe ich kürzlich wieder die Gespräche mit Eckermann gelesen und war überrascht, wie politisch er ist, ich hab's nur nicht erkannt vor zwanzig Jahren. Zum Beispiel den Satz, einen der wenigen über die Französische Revolution: «Sie werden es erleben, Eckermann, wir werden Nationen haben.» Ich hatte vor zwanzig Jahren keinen Anlass, diesen Satz als politischen zu verstehen. Gemeint war: Vor dieser Französischen Revolution gab es keine Franzosen, keine Württemberger, keine Preussen, und Italiener schon gar nicht. Es gab nur einen einzigen Franzosen, das war der französische König. Die anderen waren nur Leute, die in Frankreich lebten.

Goethe hatte die Vorstellung von einer Welt, die zusammengehört, eine sehr *moderne Vorstellung* – Goethe, der gesagt hat: «Ich hasse alles Deutsche», der als Jüngling die deutsche Baukunst am Beispiel des Strassburger Münsters feierte und der im Alter gesagt hat: «Beim Anblick deutscher Gotik wird mir übel.» Nun gut, er war ein Reaktionär, er hatte die Vorstellung von irgendwelchen Fürsten, die, mochten sie noch so dumm sein, wenigstens die Ordnung aufrechterhalten würden. Aber ich kann plötzlich erkennen, dass er politische Vorstellungen hatte. Und ich kann plötzlich erkennen, was er meinte, wenn er sagte, dass *Nationen ein Elend* sind, dass es

ein Elend ist, eine Nationalität haben zu müssen.

Diese wunderbare schweizerische Verfassung, die sie einmal war, als sie noch nicht durch die vielen unliterarischen Zwischenschübe verunstaltet wurde, garantiert mir zum Beispiel *Vereinsfreiheit*. Ich kann einen Verein gründen, ich kann in einen Verein eintreten oder aus einem Verein austreten. Und ich kann in gar keinem Verein sein. Das garantiert sie mir auch. Aber kaum komme ich auf die Welt, bin ich schon Schweizer, Mitglied dieses Vereins Schweizerische Eidgenossenschaft. Das ist eigentlich ein Verfassungsbruch. Das sollte man einklagen können vor einem Verfassungsgericht, das wir nicht haben.

Haargenau dieselbe Schweiz wie vor zwanzig Jahren

Tobias Kästli: Warum verstehst Du das heute und hast es vor zwanzig Jahren nicht verstanden?

Peter Bichsel: Dass ich es heute anders sehe, hat mit einem *Gefühl der Resignation* zu tun. Resignation ist für mich kein negatives Gefühl, wie ich übrigens auch Traurigkeit nicht als negatives Gefühl empfinde. Resignation ist ein durchaus positives Gefühl wie Engagement auch. Nicht dass ich politisch resigniert hätte. Keineswegs. Aber ich habe doch mehr und mehr die Möglichkeit, meine Umwelt aus der Resignation heraus zu beobachten, nicht aus der Sicht des begeisterten Revolutionärs, der sagt: «Wir werden es schaffen!»

Das Büchlein «*Des Schweizers Schweiz*» überrascht mich ein bisschen, wenn ich es heute lese. Es ist sehr freundlich. Offensichtlich versucht da einer Dinge zu sagen, die man nicht sagen darf, und muss darum den Leuten auch noch ein paar freundliche Dinge dazutun. Es hat viele Entschuldigungssätze drin. Ich schäme mich nicht dafür. Einer der Entschuldigungssätze heisst: «Ich fürchte mich davor, in zwanzig Jahren in einer Schweiz leben zu müssen wie dieser.» Der Entschuldigungssatz hat gewirkt. Offensichtlich gab es damals eine

ganze oder fast ganze Schweiz, die in irgendwelcher Form eine Hoffnung hatte für das Land, eine Vorstellung, dass es in zwanzig Jahren eine andere Schweiz gebe, eine bessere, sozialere, vielleicht sogar demokratischere. Ich habe den Satz nicht geschrieben als Provokation: «Ihr werdet sehen, in zwanzig Jahren haben wir diesen Staat auf den Kopf gestellt.» Der Satz war ein selbstverständliches Angebot – auch an mich.

Ich erinnere mich bei wenigen Dingen, die ich geschrieben habe, an meine damalige Situation: wo ich sass, was ich dachte und was für Wetter war. Bei diesem Satz weiss ich das alles noch. Der Satz enthielt keine Prognose, sondern ich war völlig überzeugt, dass ich in zwanzig Jahren in einem andern Land leben würde. Aber ich lebe heute in haargenau derselben Schweiz.

Die Welt findet ausserhalb der Schweiz statt

Tobias Kästli: Und doch ist sie ganz anders. Die Situation heute unterscheidet sich gegenüber der Situation vor zwanzig Jahren in ganz wesentlichen Punkten, beispielsweise darin, dass die realsozialistischen Staaten nicht mehr existieren, dass die Europäische Gemeinschaft zu einer Europäischen Union geworden ist, dass in der Schweiz eine heftige Diskussion geführt wird, ob wir dazu gehören oder nicht. An dieser Diskussion hast Du Dich beteiligt. Ich habe nicht den Eindruck, dass Du Dich nur resigniert zurückziehst. Bei der Abstimmung über den EWR hast Du Dich sehr engagiert. Die Vorlage ist abgelehnt worden. Möglicherweise ein Grund für Resignation. Ich möchte in diesem Zusammenhang einen Satz aus Deinem WoZ-Artikel zitieren: «Die Tragödie der Schweiz ist die Verwechslung von Unabhängigkeit mit Freiheit.» Das hat Bichsel geschrieben. Blocher dagegen lügt uns etwas in die Tasche. Er hat eine Arbeitsgemeinschaft für eine unabhängige und neutrale Schweiz (AUNS) gegründet, obwohl er genau weiss, dass diese Schweiz überhaupt nicht un-

abhängig und überhaupt nicht neutral ist. Doch damit macht er Politik. Er fördert bewusst die Verwechslung zwischen Unabhängigkeit und Freiheit. «Wir sind unabhängig», behauptet Blocher, «und wenn wir diese Unabhängigkeit aufgeben, dann sind wir nicht mehr frei.» Dem stellst Du die andere These gegenüber: «Freiheit ist etwas anderes als Unabhängigkeit.»

Peter Bichsel: Wobei *Unabhängigkeit* eine Voraussetzung zur *Freiheit* ist oder sein kann. Die Landesverteidigung hat mit Freiheit nichts, gar nichts zu tun. Wer so etwas behauptet, ist das Opfer dieser Verwechslung. Ich habe Verständnis für jene Leute, die an der Unabhängigkeit interessiert sind. Es gibt dafür Gründe. Aber Freiheit schafft die Armee nicht. Sie kann nur die Grenzen bewachen, innerhalb deren man die Freiheit realisieren kann. Ich bin nicht mehr so ganz sicher bei diesem Betrugsgeschäft, in dem man «Unabhängigkeit» sagt und damit die Assoziation «Freiheit» in den Köpfen auslösen will. Ich bin leider mehr und mehr davon überzeugt, dass diese Unabhängigkeit den Leuten genügt.

Etwas sehr Eigenartiges und Schweizerisches fällt mir auf: Wir diskutieren über diesen kleinen Nadelkopf auf der Weltkarte, der «Schweiz» heisst. Du sagst: «Und sie hat sich doch verändert. Inzwischen sind die sozialistischen Länder zusammengebrochen.» Im Grunde sind wir doch alle absolut entsetzt darüber, dass sich durch den Fall der Mauer nichts verändert hat. Wir fürchten uns mit Recht vor einem Chaos in Russland. Wir werden dafür mitverantwortlich sein. Wir wissen auch, was in Ex-Jugoslawien passiert. Aber hier hat sich *nichts verändert*.

Wenn mein lieber Freund *Hugo Leber*, ein politisch sehr interessierter Mensch, der vor fünfzehn Jahren gestorben ist, zurückkäme, würden wir uns in eine Kneipe setzen, und er würde fragen: «Und was war nun?» Er würde durch die Strassen gehen und alles wiedererkennen. Er würde in die Kneipe kommen, die renoviert worden ist, und er würde sagen: «Immer noch dieselbe

Scheisse mit diesen Kneipen, die renoviert werden!» Nach vierzehn Tagen Reden und Plaudern würde ich sagen: «Es gibt noch zwei, drei ganz hervorragende junge Schriftsteller. Da ist noch ein Buch herausgekommen, das mir gefallen hat, von einem, dem wir das noch vor ein paar Jahren nie zugetraut hätten.» Nach drei Wochen würde ich ihm sagen: «Übrigens, die Mauer in Berlin, die gibt's nicht mehr.» Dass die Welt ausserhalb der Schweiz stattfindet, daran haben wir uns doch schon sehr gewöhnt.

Ich habe einen Verdacht: Diese Schweiz ist das reiche Land, das sie geworden ist, nach dem Krieg geworden. Die Schweiz wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg vom Ausland, sogar von den USA, wahrgenommen. Jene Schweizer, die mit dem roten Pass in der Welt herumreisten und wussten, alle würden uns umarmen, diese gibt es erst seit dem Zweiten Weltkrieg. Das hiess *Nachkriegszeit*. Ich bin völlig überzeugt, dass wir alle uns mit allen unseren Möglichkeiten an dieser Nachkriegszeit festklammern. Europa tut das nicht mehr. Europa hat sehr schnell versucht, seine Nachkriegszeit mit europäischen Kontakten zu überwinden. Uns Schweizern aber sind fünfzig Jahre Nachkriegszeit zu wenig. Wenn wir in die UNO eintreten, geben wir die Nachkriegszeit auf. Wenn wir in die EU eintreten, geben wir ebenfalls unsere Nachkriegszeit auf. Und diese Nachkriegszeit war doch so grossartig. Wir waren das Land des Friedens und das Land der Freiheit. Dafür haben uns doch alle umarmt, wenn wir gereist sind.

Kontrollieren Sie sich selbst, wenn Sie im Ausland gefragt werden, woher Sie kommen. Ich kontrolliere mich dauernd. Ich erwarte schon eine Reaktion, wenn ich «Schweizer» sage. Aber ich habe auch schon anders geantwortet. Wenn mich zum Beispiel in den USA ein Taxifahrer auf meinen Akzent angesprochen und gefragt hat: «Sind Sie Deutscher?» habe ich auch schon «ja» gesagt. Ich habe sehr viele deutsche Freundinnen und Freunde. Und dieses «nein, Schweizer» kommt mir so vor wie ein Verrat an ihnen.

Weder Staat noch Sozialdemokratie können progressiv sein

Tobias Kästli: *Wir alle brauchen die Vorstellung von einer Veränderung zum Besseren. Diese Vorstellung hattest Du. Das hing, wie bei mir auch, zusammen mit einer sozialistischen Utopie. Du hast Dich Ende der 70er Jahre beispielsweise für ein neues Programm der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz engagiert. Es gab eine Kommission von Intellektuellen, in der ein Entwurf für ein Selbstverwaltungsprogramm geschaffen wurde. Weg von der Vorstellung, die SP wolle alles verstaatlichen, hin zu der Vorstellung, in kleineren Einheiten sollte selbstverwaltet produziert werden. In einem Interview für die «Weltwoche» hast Du mal gesagt, Du seiest vorzeitig ausgestiegen, weil Du an dieses Programm schon damals nicht geglaubt hättest. Du hättest eigentlich lieber gewollt, die SP gebe den Leuten in den Sektionen ein Programm in die Hände, in dem stehe, wie sich ein SP-Mitglied zum Beispiel in der Schulpflege verhalten solle. Ist das nicht zu kurz gegriffen?*

Peter Bichsel: Ich glaube nicht daran, dass es grosse progressive Parteien oder Gewerkschaften gibt. Eine *pragmatisch tapfere Partei oder Gewerkschaft* würde mir reichen. Ich glaube nicht daran, dass die SPS eine progressive Organisation ist. Das haben wir auch '68 nicht geglaubt. Trotzdem bin ich Mitglied dieser Partei und gern dabei. Es gibt auch nirgendwo auf der Welt einen progressiven Staat. Die Vorstellung davon ist lächerlich. Es gibt bestenfalls Staaten, die mit progressiven Ideen umgehen können, die progressiven Kräfte überleben lassen, vielleicht hin und da sogar fördern.

Aber die Sozialdemokratische Partei kam damals und sagte: «Jetzt wollen wir ein neues, völlig neues Parteiprogramm.» Nachdem wir schon einige Arbeiten gemacht hatten, sind wir zum Parteivorstand gegangen und haben ihm unsere Ideen von *Selbstverwaltung* vorgetragen. Zu viert waren wir dort. Wie wir rausgingen, haben

zwei unheimlich geflücht über die Kerle da drin. Das waren Elsbeth Schild und ich. Wir waren sehr aktive Mitglieder in kleinen Sektionen der SP. Wir wussten, wie das läuft. Arnold Künzli, ein intelligenter und guter Mann, aber nicht Parteimitglied, und Otto F. Walter, auch nicht so in der kleinen, mühseligen Sektionsarbeit beschäftigt, waren jedoch begeistert. Das hätten sie nicht erwartet, diese positive Reaktion von denen da drin. Einer im Vorstand, ein Theologe übrigens, hatte gesagt: «Was wir wollen, ist so etwas wie den brisanten Wind im Kommunistischen Manifest.» Dem habe ich geantwortet: «Das hätte ich nun wirklich nicht gedacht von Dir, dass Du das Kommunistische Manifest nie gelesen hast.» Denn dieser «brisante Wind», das sind die ersten zwei Sätze, die wir alle kennen. Nachher wird es doch sehr schwer und langweilig.

Warum macht das die SP? Ich stehe zu dieser Partei. Sie macht, was sie kann, macht es auch ganz richtig. Aber sie ist keine progressive Organisation. Darunter leidet sie. Also sagt sie: «Bitte, Utopie, neue Denkansätze!» Der Staat macht haargenau das gleiche bei der 700-Jahr-Feier. Er verlangt nach einer «*Utopie Schweiz*». «Schweiz im Jahr 2000» heissen die Diskussionsveranstaltungen auf dem Land immer noch. So hiessen diese Veranstaltungen schon, als wir noch in die Primarschule gingen. Inzwischen haben wir das Jahr 1995. Ich will vom Staat keine Utopie. Und ich werde dem Staat auch keine Utopie liefern. Der soll arbeiten. Was ich will, ist die Verbesserung der AHV hier und heute. Ich sehe dann schon ein, dass es vielleicht nicht so schnell geht. Aber ich sage nicht: «Dann halt Utopie, weil es so schnell nicht geht. Wie könnte die AHV im Jahre 2020 aussehen?»

Die 68er hatten auch noch etwas anderes als Utopien. Sie konnten «jetzt» sagen: «Wir schmeissen diese Welt jetzt auf den Kopf.» Und ab morgen wird es anders sein. Dass sie auch gewusst haben, dass es dann zwei, drei Tage länger geht, ist eine andere Sache. Ich bin ein Utopist, ich mag Utopien. Ich habe aber grosse Bedenken gegen

über dieser *Alibi-Funktion der Utopien* bekommen.

Der Diktator, der sich von einer Kommission demokratische Wahlen vorbereiten lässt, das ist Utopie.

Peter Bichsel in der Diskussion

Warum kann ein Staat nicht progressiv sein?

Es ist nicht Sache des Staates, progressiv zu sein. Der *russische Revolutionsstaat* hat Tausenden von Menschen in der Welt Hoffnung gemacht. Aber auch dieser grossartige Revolutionsstaat wurde sehr schnell zum arroganten Staat, der sich nicht hinterfragte. Er war kein progressiver Staat. Es gibt nur konservative Staaten. Und es sind überall dieselben, die an die Macht kommen.

Ich habe in der Zeitung gelesen, *Lech Walesa* habe anlässlich seines Staatsbesuchs in Chile gesagt, dass er Pinochet liebe. Er hat ihn verglichen mit dem Fussballer Maradona. Es gebe immer Leute, die etwas gegen hervorragende Persönlichkeiten hätten. Viele hätten etwas gegen Pinochet, aber er möge ihn halt. Und dann hat er noch gesagt: «Ich mag Generäle.»

Ich habe gegen Pinochet demonstriert. Ich habe hier auf dem Bundesplatz eine Rede für Solidarnosc gehalten. Ich fand ihn grossartig, diesen Walesa. Aber Staatspräsidenten sind Staatspräsidenten. Da nützt auch die Herkunft nichts. Wenn sie dann noch glauben, sie seien aufgrund einer besonderen Geschichte besondere Staatspräsidenten, dann werden sie gefährlich. Ich hasse diesen Burschen. Er ist mein Feind. Ich schäme mich nicht dafür, dass ich ihn gefeiert habe, mich mit ihm solidarisiert habe. Ich mochte diesen Burschen. Ich nehme meine Bewunderung für Lech Walesa nicht zurück. Aber er ist heute in einer anderen Situation...

Sollen wir Nationalismus nur uns selbst vorwerfen?

Ich neige dazu, Unarten nicht den Menschen zuzuschreiben, sondern den Schweizern. Ich gehöre in diesem Sinne halt auch zu jenen Schweizern, die die Vorstellung haben, die Welt sei zweigeteilt, in *Inland und Ausland*. Die eine Hälfte ist Inland – siehe Neue Zürcher Zeitung –, die andere Hälfte ist Ausland. Die Bezeichnung «Inland» kennen die Deutschen nicht und wenn, dann heisst es etwas ganz anderes, nämlich «nicht am Meer liegend». Diese Vorstellung führt dann auch dazu, dass, wenn ich an Rassismus oder Rechts-extremismus denke, ich an Schweizer denke. Das hat auch seinen Sinn. Wir neigen dazu, alle Probleme auf das Ausland abzuschieben. Inzwischen haben einige Leute begriffen, dass das Drogenproblem in der Schweiz ein schweizerisches, in Deutschland ein deutsches und in Holland ein holländisches ist. Aber für viele sind Drogen immer noch ausländisches Zeug, auf das ein paar junge Schweizer hereingefallen sind...

Ich wehre mich überall *gegen Patriotismus*. Es ist in den USA sehr schwer, den Leuten zu erklären, dass Patriotismus gefährlich sein kann. Stellen amerikanische Studenten eine Frage über die Schweiz, und reagiere ich dann kritisch und sage, es gebe Sachen in diesem Land, über die ich mich keineswegs freue, dann bin ich total durchgefallen. Die Amerikaner haben kein Verständnis für einen Menschen, der kein Patriot ist. Das erschreckt mich dann sehr.

Oft komme ich mit mir aber selber nicht zurecht. Wenn eine Schweizerin, sie darf sogar eine Tessinerin oder Welsche sein, im Sackgumpen Weltmeisterin wird, so interessiert mich das hinten und vorne nicht. Ich finde Skifahren grauenhaft langweilig und überhaupt nicht telegen. Telegen ist nur die Uhr, die da unten läuft. Und ich Vollidiot zittere für Vreni Schneider. Da krieg ich grosse Bedenken mir gegenüber.

... Diese Dauerveranstaltung *Heimat* macht mich schon recht trotzig. Ich gehöre

erst dann dazu, wenn ich nicht mehr loben muss. Wenn man Freunde besucht, und die zeigen einem zuerst das Haus, dann weiss man: Denen ist nicht wohl in ihrem Haus. Wenn man das eigene Haus loben muss, dann stimmt etwas nicht. In diesem Sinn beharre ich auf meinem Satz: Es gibt nur ein schönes Land auf der Welt, das ist das Ausland. Am besten ist es aber, wenn man nicht hinreist, sondern sich das Ausland als Sehnsucht bewahrt. Ich bin nicht überzeugt, dass Weltreisende besonders aktiv sind in Entwicklungshilfe. Es sind die Aufgeklärten, Belesenen, zu Hause Gebliebenen.

Gibt es Hoffnung?

Ich kannte einen deutschen Schafhirten, der in der Provence Tausende von Schafen gehütet hat. «Sie sind schrecklich, diese Schafe», hat er gesagt, «und sie kennen die Stimme des Meisters nicht. Ich halte die nicht mehr aus. Sie schauen mich nicht mal an. Dann habe ich einen andern Hirten um Rat gefragt.» «Hast Du keine Ziegen?» hat dieser gesagt. «Warum?» «Du musst zwei, drei Ziegen kaufen, damit Du ein paar menschliche Wesen um Dich hast.» Der Hirte hat mir erzählt, dass er nicht viel zu tun habe, das Schafehüten sehr langweilig sei. Die bleiben schön zusammen, der Hund besorgt den Rest. Das einzige, was passieren kann, ist, dass die Herde aus irgendeinem Grund auseinanderfällt. Dann arbeitet man drei Tage bis eine Woche, um die Herde wieder zusammenzukriegeln. Die sind so dumm, dass jeder Teil der Herde glaubt, sie seien die ganze Herde. Selbst wenn zwölf Schafe von tausend weggehen, halten sie sich für die ganze Herde. So ein Schaf möchte ich sein, wenn ich hier bin mit Ihnen. Das ist meine Hoffnung: *Wir sind alle*. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass diese Herde sich einmal auch vergrössern kann.

Aber eines sage ich Ihnen: Wenn die Herde 51 Prozent von wirklich allen erreicht hat, dann trete ich aus. Ich möchte nie in meinem Leben irgendwo einer Mehrheit angehören.